

Nachdruck verboten.

22]

Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

Als Richard die Augen öffnete, war's ganz finster geworden. Und so totenstill im kleinen Zimmer — alles Leben erloschen — er so allein. So unheimlich allein.

Es war niemals vorgekommen, daß sie ihn allein gelassen hatte. Immer hatte sie die nötigen Gänge in seiner Abwesenheit gemacht, um ihm zur Hand zu sein, wenn er sie gebrauchte. Und er hatte sich an ihre Gegenwart so gewöhnt. Blieb sie einmal länger in der Küche oder im Nebenzimmer, so war's ihm nicht recht.

Und nun war sie fort. Nicht bloß aus dem kleinen, armeneligen Hause — nein, ganz aus seinem Leben verschwunden! Wenn er von draußen kam, müde, verärgert, wund von Nadelstichen, dann fand er die treuherzigen Augen nicht mehr, die so liebevoll forschend sich auf ihn richteten. Kein Mensch war da, der's ihm warm und weich machte, keiner mehr, der auch nur einen Deut danach fragte, wie ihm zumute sei!

Das hatte sie ihm angethan. Sie, die er sieben Jahre geliebt! Um die er sein Leben zerstört hatte! Nie, und würde er hundert Jahre alt, vergab er ihr das.

Vollmar trat ans Fenster und blickte in den stürmischen Abend hinaus. Durch die triefenden Scheiben sah er nur Zerrbilder — die langgezogenen, schwarzen, knorrigen, sich windenden Schatten der Obstbäume, die verfitzte Dornenhecke, die den Garten einfriedete, die fumpfige Masse des Weges. Pfui, wie häßlich! Wie unsäglich trostlos — trostloser als je — denn er war allein.

Wo mochte sie jetzt sein mit dem Kinde?

Er wollte nicht mehr an sie denken und ertappte sich doch immer wieder drauf. Er wollte sie hassen. Sie war seine Verderberin, sein Verhängnis. Wenn sie nicht in sein Leben getreten wäre, wie stände er jetzt da! Er fluchte ihr. Aber der Fluch brannte wie Feuer in seiner eignen Brust.

Was sie ihm da geschrieben hatte — Worte, Entschuldigungen, die die eigentlichen Gründe ihrer Flucht bemänteln sollten: sie war's einfach satt, dies Leben, bei dem er ihr nichts bieten konnte. Und weil's nicht mehr weit war bis zum völligen Zusammenbruch seiner Existenz, so brachte sie sich beizeiten in Sicherheit.

Nun — er reckte sich auf voll wilder Energie, biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste, als packe er sein Schicksal und schleudere es von sich — nun, sei's denn! Das Schlimmste hatte er hinter sich. Was nun noch kommen konnte, das war ja Kinderspiel.

Was die fremden Leute ihm anthaten, konnte ihn nicht schmerzen. Ob sie ihn abjekten oder ihn in irgend ein Kammerneß schickten — ihm war's einerlei. Ja, er sehnte sich förmlich nach einem Wechsel, einer recht eingreifenden Veränderung. Bloß nicht länger hier sitzen bleiben im Untenreal und an die größte Thorheit seines Lebens erinnert werden, täglich und stündlich, bei jedem Stiid, das er in die Hand nahm, bei jedem Schritt, den er that!

Der Regen hatte nachgelassen. Der Wind trocknete die nassen Scheiben. Richard sah jetzt deutlich, ohne Verzerrung und Uebertreibung, die nackte Häßlichkeit der zerstörten Landschaft, die er in Frühlingsglanz und Sommerherrlichkeit, im weißen, rosigen, purpurnen Schmuß der Baumbliute, im Fruchtseggen des Herbstes so oft aus diesem selbigen winzigen Fenster bewundert hatte.

Jetzt starrte ihm überall die Verwiesung entgegen. Scharfe, heißende Zugluft drang durch die Ritzen der schlecht schließenden Fensterflügel. Der Wind war nach Norden ungeprungen. Es roch nach Höhenrauch. Nun würde es kalt werden.

Er wurde lufthungrig. Das niedrige Zimmer drückte auf ihn wie der Sargdeckel auf einen Lebendigbegrabenen. Er fühlte entsetzliche Kopfschmerzen, Sehnsucht, einmal etwas Andres um sich zu haben als seine vier Wände.

Einen Augenblick später war er draußen und suchte sich zwischen den tiefen Pfützen des Gäßchens einen Weg. Aber

nicht nach der Stadt zu schritt er, sondern er dachte auf die feste Chaussee zu kommen, die nach Roßberg, dem nächsten Dorfe, führte.

Eine dunkle Nacht. Doch glückte es ihm, die Landstraße zu erreichen. Und nun marschierte er, kräftig ausgreifend, in die Finsternis hinein, bis ganz in der Ferne ein Lichtpünktchen auftauchte — ein wanderndes Lichtchen, wie ein Irrewisch.

Das zitternde Flämmchen kam ihm entgegen, und als es ihn erreicht hatte, wurde es in die Höhe gehoben und schien ihm grell ins Gesicht.

„Grüß Gott, Herr!“ sagte die blecherne Stimme eines alten Weibleins voll unbeschreiblicher Freundlichkeit und Erleichterung. Es hatte wohl Furcht gehabt vor dem unbekanntem Wanderer und dankte dem Himmel, daß er leidlich reputierlich aussah.

Die erste Menschenstimme, nachdem er die beiden Menschen verloren hatte, die ihm die nächsten und teuersten gewesen waren.

Sie schnitt ihm seltsam ins Herz. „Wie weit ist's noch bis Roßberg, Mütterchen?“ fragte er.

„Ach, wenn der Herr gut zugeht — knapp zehn Minute. Werden's schon glei' gewahr werde. Der Kretscham is 's erschte Haus linker Hand. Nu, un da is ä Leben drin, heut am Samstag — können's gar nit fehle! Grüß Gott, Herr!“

Er ging weiter, immer rascheren Schrittes. Es trieb ihn förmlich, unter Menschen zu kommen, Nicht zu sehen, verquigete, harmlose Gesichter — den warmen Binnendunst, den dicken Tabakqualm — zu vergessen, daß es andre Bedürfnisse gab, als essen und trinken.

Er spürte auf einmal, daß er rasend hungrig sei. Die fertigen Speisen hatte er auf dem Herd verprasselt lassen. Seit dem Morgen hatte er keinen Bissen genossen.

Wohlbehagen war's schon, etwas zu wünschen, etwas zu wollen, sich an einer angenehmen Vorstellung zu berauschen. Und wahrlich — er freute sich bei dem Gedanken an ein dampfendes, warmes Gericht, einen schäumenden Trunk, an ein molliges, helles Zimmer!

Bald sah er denn auch in der großen, qualmigen Gaststube zwischen den Bauern, die ihren Samstagstrunk einnahmen. Verbe, knorrige Gestalten, braune, grobe Gesichter, schwielige, ausgearbeitete Fäuste, die im Eifer des Gesprächs auf die Tische schlugen oder gewaltig mit den Krugdeckeln klappten, wenn der Stoff zu Ende war.

Zwischen den Tischen bewegte sich ein hübsches Mädchen mit gekrausten, blonden Stirnlocken und grellen Augen, gewandt und dreist, mit jedem freundlich thuend, dem oder jenem vertrauliche Blicke zuwerfend.

Richard behandelte sie — als Fremden — mit ganz besonderer Zuvorkommenheit. Im Handumdrehen hatte sie ihn bedient, und während er heißhungrig in den Braten einhieb, blieb sie neben ihm stehen und knüpfte eine Unterhaltung an.

Er antwortete mürrisch und einsilbig, mochte sie aber doch nicht abweisen. Sie that ihm leid. So hübsch und zierlich sein, so kokett und gefällig — und dann all diese guten Gaben an die plumpen Bauern verschwenden müssen! Es war ihr augenscheinlich eine wahre Wohlthat, 'mal einem feinen Herrn gegenüber ihre Schönheit und Gewitztheit ins rechte Licht zu setzen, ihre kleinen, koketten Manöverchen spielen zu lassen.

„Was auch heut alles aus der Stadt zu uns kommen ist — bei dem Wetter!“ lachte sie, sich mit dem Ellbogen auf den Tisch stützend und den Kopf mit den blanken Augen nahe zu ihm beugend. „Drin im Herrestübel sitzen schon lang ein paar junge Herrche, Schüler, scheint's — und lasse gehörig was draufgehe —“ tuschelte sie vertraulich.

Richard fuhr auf. Schüler? — Der Pädagoge war auf einmal hell wach in ihm. „Wo?“ fragte er und reckte den Hals nach der von ihr bezeichneten Richtung.

„Im Herrestübel — dorten!“ — wies sie ihn zurecht, legte die Hand auf seine Schulter und zwang ihn, etwas nach rechts zu blicken. „Der Herr Burgemeister sitzt just dabor mit seim breite Rücken — aber — so — jetzt — sehn Sie? Vier Bürschche. Der eine muß das große Portemonnaie habe. Traktiert mit Champagner. Und ich — wenn ich gewollt hätt, ein schöne Spitz hätt ich mir antrinke könne. Ich soll ja immerzu Bescheid thue.“

Richard Volkmar starrte ungläubig auf das Bild, das er durch die geöffnete Thür hindurch, von Tabakqualm halb verdeckt, im Hintergrund des Nebenzimmers endlich entdeckte.

Wahrhaftig, eine Gruppe halbberauschter junger Menschen, zwei Obersekundaner, ein Unterprimaner und — kaum kenntlich in seinem blöden, stumpfen Ausdruck, mit den schwarzen, zerzausten Haaren, der Adonistopf Hans Martins.

Richard Volkmar unterdrückte mühsam die Erregung, die in ihm gährte. Also hatte er recht gehabt mit seiner düsteren Prognose: Hans Martin, sein Augapfel, sein hoffnungsvollster Schüler, war auf dem besten Wege zu verblühen.

Mit seinen eignen Augen sah er's, welche Verwüstung das Saufgelage, das, wie die Kellnerin ihm zuflüsterte, schon seit dem frühen Nachmittag dauerte, in dem jungen, zarten Organismus angerichtet hatte.

Und jetzt flüsterte das junge Geschöpf neben ihm, daß „der Schwarze, der Hülbsche, der das viele Geld hat,“ seit einiger Zeit täglich herausläme und ihr schön thäte.

„Aber so e Junge!“ lachte sie, sich tugendhaft spreizend.

„Ja, mal ein Kuß — wenn er gar so verliebt bettelt —, aber — man ist doch ein anständiges Mädchen! Was so e Kiekindiwelt sich einbildt!“ Dabei warf sie Richard einen Blick aus den Augenwinkeln zu, der deutlich sagte: Ja, wenn ein Mann wie Du käme!

Schon wollte er sie zornig fortweisen. Da wurde von mehreren Tischen nach ihr gerufen. Sie mußte sich tummeln, um alles nachzuholen, was sie über dem Schwagen verfaunt hatte.

Richard hatte den Rest seines Essens hastig hintergeschlungen und saß nun, die Augen auf die Knabengruppe gerichtet, in zwiespältigen Empfindungen da.

Wie er sie verstand! Das junge rebellische Blut und die spartanische Zucht, das strenge Verbot. Das lockte und reizte, sich Freiheiten vorwegzunehmen.

Trotzdem — seine Pflicht war 's, sie anzuzeigen.

Dann wurden vier junge, übermütige Burschen mit harten Strafen behängt, vielleicht für immer in ihrem Fortkommen gehindert.

Sollte er 's ihnen ersparen? Fortgehn, thun, als wenn er nichts gesehen hätte?

Da drang auf einmal ein lautes Gepolter aus dem Herrenstüble. Das junge Stadtvolk mußte wohl durch irgend einen Pöffen den Zorn der biederen Köpberger Honoratioren erregt haben.

Grobes Schimpfen einer häuerischen Stimme. Zornig und aufgeregt antwortete einer der halbberauschten Jungen mit einer höhnischen Bemerkung. Sie fiel wie ein Funke ins Pulverfaß.

Ein wüstes Schreien, Donnern, Poltern folgte. Ein Handgemenge, ein Gewühl von kämpfenden Leibern. Alles sprang auf, reckte die Hälfe. Ein paar Kerle lachten aus vollem Halfe. „Geschieht ihn recht! 'raus damit! 'raus!“

Die Kellnerin hatte sich kreischend zu Richard geflüchtet und klammerte sich mit affektierter Angst an seinen Arm.

Aber er schleuderte sie mit wilder Entschlossenheit von sich und suchte sich durch die festgekeilten Gruppen hindurch einen Weg zu den Mißthätern zu bahnen, die jetzt, gezerrt, gestoßen, wie Verbrecher von kräftigen Fäusten im Genick gepackt, dem Ausgang zustolperten.

Ein halbwüchsiger Dorfbursch mit frechem Gesicht stellte dem letzten, Hans Martin, ein Bein. Wie ein Klotz stürzte die schlaffe, schlotternde Jünglingsgestalt platt auf den Boden, mit dem Kopf auf einen Stuhl aufschlagend.

In diesem Augenblick hatte Richard ihn erreicht.

„Platz da!“ sagte er gebieterisch. Seine Ruhe und Festigkeit machten Eindruck. Es wurde still. Der Attentäter drückte sich verlegen. Ein paar ernste, ältere Männer halfen Richard, den Gestürzten aufzurichten. Er hatte eine tiefe, klaffende Wunde an der Stirn. Das Blut lief ihm in Strömen übers Gesicht.

Der Sturz hatte ihn ernüchert. Aber er traute seinen Augen noch immer nicht und wischte und wischte die Blutstropfen ab und sah doch immer wieder dasselbe: Richard Volkmar, der voll Zorn und Schmerz vor ihm stand.

Stumm, ohne zu begreifen, ließ er's gescheh'n, daß Richard bezahlte, ihn unter den Arm packte und hinauszog.

Die Kellnerin brachte ihnen Mützen und Mäntel nach. Sie maulte. Das Trinkgeld war nicht nach Wunsch ausgefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Der italienische Name „Majolika“ klingt zwar sehr stolz und schön, aber zwischen Majolika und Fayence ist kein Unterschied. Es handelt sich lediglich darum, einen gewöhnlichen irdenen Scherben von rötlicher, brauner oder grauer Farbe mit Hilfe von Glasur und Farbe derart zu verdecken, daß seine grobe Natur nicht mehr wahrzunehmen ist. Hierzu steht im Gegensatz das Porzellan, dessen Scherben von Natur weiß ist und wegen seiner Schönheit, Härte und Gleichartigkeit einer bedeckenden, undurchsichtigen Glasur von fremdem Material nicht bedarf.

Das Wort „Majolika“ soll, was aber nicht recht glaubhaft erscheint, im 15. Jahrhundert aus dem Namen der zu den Balearen zählenden Insel Majorca hervorgegangen sein. Man bezeichnet mit ihm die italienische Fayence, die sich in Anlehnung an eingeführte orientalische Fayence-Gefäße entwickelt hat. In diesem Import scheinen eine bevorzugte Rolle die spanisch-maurischen Fayenzen gespielt zu haben. Majorca wird besonders stark an diesem Export nach Italien beteiligt gewesen sein und hierdurch zu der Bezeichnung „Majolika“ Anlaß gegeben haben.

Die spanisch-maurischen Fayenzen besaßen eine Zinnglasur und einen schönen metallischen Lustre, der wahrscheinlich durch Arsenik hervorgerufen war. Bis zur zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts mag den italienischen Töpfern nur die durchscheinende Bleiglasur bekannt gewesen sein. Sie waren daher gezwungen, den braunen, rötlichen oder grauen Scherben vor dem Glasieren mit Blei durch einen weißen Auguß zu decken, der leicht eingebrannt wurde. Nun erst besaßen sie den Malgrund, auf dem sie mit ihren Farben operieren konnten. Das so gewonnene Fabrikat wurde „Mezza Majolica“ oder Halbmajolika genannt. Im Ornament lassen sich die Einwirkungen der maurischen Vorbilder noch herausfühlen. Abgesehen von individuellen Verschiedenheiten, die durch die Werkstätten bedingt werden, sind den Fabrikaten harte, aber genaue Zeichnung der Umrisse in Schwarz oder Blau und eine kolorierung zwischen den Umrisen ohne jede Modellierung eigentümlich.

Allmählich müssen nun die italienischen Töpfer das Geheimnis der Zinnglasur ergründet haben. Frühe Arbeiten dieser Art, die noch erhalten sind, stammen aus Florenz oder dessen Umgegend, was aber nicht ausschließt, daß sich damals, zu Anfang des 15. Jahrhunderts, auch schon andre italienische Werkstätten der Zinnglasur zu bedienen begannen. Hiermit war ein Verfahren angebahnt, das von dem früheren sehr verschieden war. Man steckte den vorgebrannten braunen, roten oder grauen Scherben in den Zinnglasurbrei, malte mit den metallischen Farben auf der getrockneten weißen Glasur, die wie eine Schicht dünnen Pulvers den Scherben umgab und die aufgemalten Farben schnell aufsaugte, und brachte alsdann das Ganze in den Ofen, wo Glasur und Farben harmonisch zusammenschmolzen und den Scherben mit einer festen, verschönernden Decke umgaben. Auf diesem Verfahren, in dessen Anwendung die italienischen Töpfer im Laufe des 15. Jahrhunderts immer größere Geschicklichkeit erlangten, beruht die „Majolica fina“ oder echte Majolika, die sich auch stilistisch von der Mezza Majolica durch die freiere Pinselführung unterscheidet, trotzdem die Malerei auf die Palette feuerbeständiger mineralischer Farben, wie Blau aus Kobalt, Grün aus Kupferoxyd, Violett aus Mangan, Braun, Rotgelb bis Dunkelrot aus Terra di Siena beschränkt bleiben mußte.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts ergießt sich über diese Majoliken der Stil der italienischen Frührenaissance mit jenen Dekorationselementen, die, wie Akanthusblätter, Lorbeerkränze und Palmetten, der Antike entnommen sind. Auch die längst beliebten Wappen fehlen nicht. Im 16. Jahrhundert gefellen sich die Grostesken hinzu, elegante Verschlingungen von Pflanzenwerk mit phantastischen Menschen- und Tiergestalten, Masken, Bändern und Schnüren, dann die Frauenbildnisse und die figürlichen Kompositionen, meist mehr oder weniger freie Kopien nach Gemälden der großen Meister der Renaissance und später ziemlich willkürlich behandelte farbige Wiedergaben von Kupferstichen. Erotische Darstellungen, oft sehr lasciver Art, sowie mythologische und historische Szenen werden bevorzugt. Um die Wirkung zu steigern, wird häufig bei Hohlgefäßen reiche plastische Dekoration mit der Malerei verbunden.

So schafft man in den zahlreichen Werkstätten Toskanas, Umbriens, der Marken und einiger anderer Distrikte eine Fülle von Schüsseln, Platten, Kannen, Basen, Henkeltöpfen, Salzfassern und Apothekergefäßen, die, soweit ihr Schmuck ornamentalen Charakters ist, hohen Reiz atmen, aber weniger erfreulich sind, wenn sie figurenreiche Gemälde und Portraits tragen, da die Erzielung von Naturwahrheit die beschränkte, lediglich dekorativen Zwecken genügende Palette und der durch das schnelle Eintrocknen der Farben bedingte flüchtige Vortrag nicht geeignet sind und auch die Uebertragung in das kleine Format erhebliche Dissonanzen verursacht.

Vorbiegend in der Menge der Ware sind die Bruntgefäße, die lediglich als Wandschmuck oder als Zierde der Kredenzen und der Tafel dienen. Schüsseln, deren innere Fläche ein ideales Frauenbild mit einer Weiskrist, wie „La Faustina bella“, „Beatrice diva“, „Cintia bella“, tragen, dienen wohl galanten Herren als Liebesgeschenke.

Eifrig waren die kleinen Nachhaber und die Republiken beflissen, die Töpferwerkstätten in der Herstellung von Majolika zu fördern. In Pesaro, Forenza, Caffagiola, Gubbio, Castel Durante, Deruta, Urbino und an manchen andren Orten sind die Töpfer forts

dauernd beschäftigt. Jeder Ort und jede Werkstatt suchte eine gewisse Eigenheit hervorzuheben. Längst hatte man schon begonnen, den weissen Zinnlasurgrund blau oder gelb zu färben und auf ihm hell zu malen, andre blieben bei dem weissen Grunde stehen. Gorenz und Cassagiolo gewinnen großen Ruhm durch ihr Lüstrieren, das Versehen der Glasur mit metallischem, fast rubinartigem Schimmer. Den höchsten Ruf in diesem Verfahren gewinnt Subbio, wo sich der aus Ravia stammende Meister Giorgio Andreoli mit seinen zwei Brüdern niedergelassen hatte und in dessen Werkstatt man anderwärts gefertigte Majoliken brachte, damit sie mit Rubinglanz versehen würden. Die Majoliken mit figurlichen Darstellungen werden vorzugsweise in Castel Durante und Deruta, später auch in Urbino gefertigt. Hier sind an den Malereien Künstler wie Ranto Avello aus Romigo und Orazio Fontana beteiligt, deren Arbeiten zu den besten einschlägiger Art gehören.

In den folgenden Jahrhunderten breitete sich die Industrie der Majolika auch nach Südtalien, Ligurien und andren Gegenden der Halbinsel aus, aber den Höhepunkt ihrer Leistungen hatte sie bereits überschritten; sie gerät nach und nach in Verfall, der beschleunigt wird durch die zunehmende Vorliebe für ostasiatisches Porzellan, dem mit Beginn des 18. Jahrhunderts ein Mitbewerber im Meißner Porzellan und dem Fabrikat der bald erstehenden übrigen Porzellan-Manufakturen Europas erwächst.

Wird von den italienischen Majoliken geredet, so hat man auch der Arbeiten der Familie Robbia zu gedenken, da die Technik ganz dieselbe ist. Es sind vornehmlich Thonreliefs mit Zinnlasur und verhältnismäßig geringer Anwendung von Farbe, Kunstwerke, die, soweit sie von Luca und Andrea della Robbia herrühren, zu den besten Leistungen der Plastik des Quattro- und Cinquecento zählen. Das Haupt der Familie ist Luca (1400—1482), der unter den Florentiner Bildhauern des 15. Jahrhunderts an künstlerischer Bedeutung neben Donatello und Ghiberti steht. Als Marmorbildner und Erzgießer war er zwar auch hoch geschätzt, sein Haupttrieb knüpfte sich jedoch an die glasierten Thonreliefs. Meist sind es Madonnenbilder von edler Einfachheit, milder Ruhe und höchster Innigkeit. Die Gestalten heben sich in weicher, malerisch geflossener Glasur von blau glasiertem Hintergrund ab. Blumen und Fruchtgewinde in etwas reichem Kolorit, bei dem eine braune, grüne und gelbe Farbe zur Anwendung gekommen ist, rahmen die Reliefs ein.

Es konnte nicht ausbleiben, daß schon frühzeitig die Majoliken der italienischen Töpfererei im Auslande zur Nachahmung reizten. Deutschland glänzt auf diesem Gebiete mit bunt bemalten Döfen, an ihrer Spitze die Döfen aus der Schweiz. Süddeutschland fertigte bunte Fayencekrüge, fälschlich bezeichnet als „Hirschvogelkrüge“, die noch jetzt die Sehnsucht aller Sammler sind, leider aber zu den höchsten Seltenheiten zählen. In Frankreich schuf man auf dem zwischen Blois und La Rochelle gelegenen Schloß Diron die prächtige Diron-Fayence. Bernard Palissy (1510—1589) gewann hohen Ruhm durch bunte Fayenzen. In denen Relief, meist nach der Natur abgeformte Schlangen, Fische, Krebse und Muscheln, zur Anwendung gelangt ist; und einige andre Fayencefabriken aus späterer Zeit, wie jene zu Nevers und Rouen, bieten gleichfalls tüchtige Arbeiten. Und in Holland beginnt zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Schwärmerie für die Fayence von Delft, die zuerst chinesische Muster in Blau-malerei auf weissem Grunde nachahmt und später unter Hinzunahme einiger anderer Farben zu großen figurativen Malereien übergeht. Aber das Porzellan bleibt schließlich Sieger, und die Majoliken und sonstigen Fayenzen wie sehr sie auch zu ihrer Zeit gefeiert wurden, sinken in Vergessenheit, kaum daß die Technik noch für Bauerngeschirre benutzt wurde.

Länger als anderthalb Jahrhunderte hat die Alleinherrschaft des Porzellans gedauert. Dann aber trat eine Wandlung ein, die die Alleinherrschaft brach.

Als im Jahre 1851 die erste Londoner Weltausstellung die Notwendigkeit eines Zusammengehens der Industrie mit der Kunst dargethan hatte, waren es vornehmlich die Vertreter der Keramik, die der Mahnung folgten. Insbesondere wandte man seine Aufmerksamkeit der unter dem Einflusse des Porzellanfiebers ganz in Vergessenheit geratenen Fayence zu, von der der Orient so herrliche Proben an Fliesen, Gefäßen und Figuren in London ausgestellt hatte. Man erinnerte sich auch der schönen Fayenzen, die in den Töpferwerkstätten des Mittelalters und noch mehr der Renaissance entstanden waren, und man begann alles, was von alten Fayenzen an Fliesen, Kachelöfen, Krügen, Schalen, Apothekergefäßen und verwandtem Geschirre noch vorhanden war, zu sammeln und im Verein mit den ausgezeichneten Schöpfungen alter und neuer asiatischer Fayencekunst als Muster und Beispiel hinzustellen.

Zur Zeit sind die Leistungen der Fayence-Industrie in den meisten Kulturländern ausgezeichnete. Sie bilden in allen kunstgewerblichen Abteilungen der Welt-, Provinzial- und Lokalausstellungen eine der vornehmsten Zierden. Töpfer, Chemiker und Künstler teilen sich in den Ruhm dieses außerordentlichen Fortschritts. Die Verarbeitung des Thons, die Größe der Stücke, die Fülle der Farben, die Meisterschaft im Glasieren, insbesondere die Kunst der geflossenen farbigen Glasuren und die Sicherheit und Korrektheit im Brande sind rühmend hervorzuheben.

Was speciell die Majolikamalerei betrifft, so haben sich ihr schon längst tüchtige Maler zugewandt, und auch das Dilettantentum sucht bereits seit einigen Jahrzehnten Lorbeeren auf diesem Gebiete zu eringen. Im Schmuck des Heims spielen auch diese Erzeugnisse ebenso wie die zu neuem Leben erwachte Bauernmajolika keine unwesentliche Rolle. —
Georg Buch.

Kleines feuilleton.

ck. Eine afrikanische Tierfabel. Von „British Nigeria“, dem großen westafrikanischen Protektorat der Engländer, entwirft der Oberstleutnant A. J. Modler Ferryman in seinem dieser Tage in London veröffentlichtem Buche eine sehr interessante Schilderung. Danach ist es ein Land, das eine große Zukunft hat. Seine Bewohner sind Neger und Semiten. Von der Verfassung einer Durchschnitts-Negergemeinde erzählt der Verfasser einiges Merkwürdige: „Die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens macht seine Bebauung leicht, und die Ernten sind so reichlich, daß man zweifeln kann, ob irgend ein Teil von Nigerian jemals eine Hungersnot oder überhaupt einen Mangel an Nahrungsvorräten gekannt hat. Das Familiensystem geht so weit, daß ein Dorf oder eine Gemeinde eine kleine kooperative Gesellschaft bildet. Das Individuum taucht völlig unter in der Familie oder in dem Stamm, und unter den meisten Stämmen wird das Land gemeinsam von Familien gehalten. Beim Tode des Familienvorhauptes erben die Kinder zu gleichen Teilen, und eine Veräußerung eines Anteils kann nur an ein Mitglied des eignen Stammes geschehen. Sind keine Kinder da, die erben können, so geht das Vermögen an die Gemeinde über. In vielen Teilen besteht aber auch weibliche Erbfolge; wenn dort z. B. ein Mann stirbt, folgen nicht seine Kinder, sondern die Kinder seiner Schwester. Ein Häuptling gab folgende Erklärung darüber: „Meiner Schwester Kinder sind meine Blutsverwandten, aber ob die von meinen Frauen geborenen Kinder Blutsverwandte sind, kann ich nicht sagen.“

Von diesen Negern teilt der Verfasser nun auch eine Anzahl Erzählungen und Tierfabeln mit, von denen folgende als ein Beispiel sei: „Die Schildkröte ging in den Wald und traf den Elefanten. Sie sagte: „Mein Vater, alle Tiere sagen, Du bist zu kräftig und groß, um in die Stadt zu kommen.“ Der Elefant war ärgerlich. Er sagte: „Die Tiere sind Narren. Ich komme nicht in die Stadt, weil ich den Wald vorziehe. Außerdem kenne ich den Weg zur Stadt nicht.“ „Oh!“ sagte der lahlöppige Kobold, „dann komm mit mir. Ich will Dir den Weg zur Stadt zeigen, und Du kannst alle Tiere beschämen.“ So folgte der Elefant ihm. Als sie der Stadt nahe waren, sagte der lahlöppige Kobold: „Lieber Vater, ich bin müde. Willst Du mir freundlichst erlauben, auf Deinen Rücken zu steigen?“ „Schön“, sagte der Elefant, „knie nieder, und die Schildkröte kletterte auf seinen Rücken. Dann gingen sie den Weg entlang. Der lahlöppige Kobold sagte: „Lieber Vater, wenn ich auf Deinen Rücken trage, mußt Du rennen, und wenn ich mit meinem Kopf gegen Deinen Rücken klopfe, mußt Du schneller laufen, dann wirst Du in der Stadt eine schöne Schaustellung geben.“ Der Elefant sagte: „Sehr gut.“ Als sie der Stadt nahe kamen, trug der lahlöppige Kobold den Rücken des Elefanten, und er begann zu laufen. Er klopfte mit dem Kopf auf seinen Rücken, und der Elefant lief schneller. Die Tiere waren erschreckt, als sie dies sahen. Sie gingen in ihre Häuser, aber sie sahen aus den Fenstern. Und die Schildkröte rief ihnen zu: „Sagte ich nicht, ich würde auf meines Vaters Rücken in die Stadt reiten?“ „Was meinst Du mit Deines Vaters Rücken?“ sagte der Elefant, ärgerlich werdend. „Ich liebe Dich nur“, sagte die Schildkröte. Aber der Elefant sah die andren Tiere lachen und wurde noch ärgerlicher. „Ich will Dich hier auf die harten Steine werfen und zerbrechen“, schrie er. „Ja, ja, das ist recht“, sagte der lahlöppige Kobold. „Wirst mich hier herunter. Das ist ganz recht. Aber dann werde ich nicht sterben, dann werde ich nicht verletzt werden. Wenn Du mich wirklich töten willst, solltest Du mich nach einem Sumpf tragen. Dann werde ich sogleich sterben, denn im Wasser und Schlamm werde ich ertrinken.“ Der Elefant glaubte dem lahlöppigen Kobold, kief zu dem Sumpf und warf die Schildkröte hinein. Dann streckte er den Fuß aus, um sie zu stoßen; aber der lahlöppige Kobold tauchte in den Schlamm und kam an einer andern Stelle heraus. Die andren Tiere sahen zu, und die Schildkröte sagte zu ihnen: „Sagte ich nicht, ich würde auf meines Vaters Rücken zur Stadt reiten?“ Als der Elefant merkte, daß er dem lahlöppigen Kobold nichts anhaben konnte, rannte er schleunigst in den Wald. Seitdem ist der Elefant nicht wieder in die Stadt gekommen.“ —

Kunst.

— Das Darstellbare in der Kunst. Die „Züricher Post“ veröffentlicht aus den Tagebüchern von Otto Lajus Aufzeichnungen über Arnold Böcklin. Aus dem 14. Stücke möge das Folgende hier Platz finden: Ich war einmal Zuhörer, als Böcklin über das Darstellbare in der Kunst ungefähr folgendes sagte: Es ist gewiß, daß bestimmte Natureindrücke, die unser Hirn aufnimmt, in eigentümlicher Weise, durch eigenartige Ideenverknüpfung, gewisse Gefühlsempfindungen hervorrufen. Diesen Umstand kann der denkende Maler sich zu nütze machen, er muß nur die richtigen Momente zur bildlichen Darstellung zu finden wissen. Wenn ich zum Beispiel einen Betenden male, in der Ferne ein Kirchlein in Abendstimmung, und ich weiß das Knapp und bestimmt zu geben und räumlich durch Tiefe und Höhe und durch die farbige Anordnung recht eindringlich darzustellen, so kann ich den Beschauer meines Bildes derart beeinflussen, daß er glaubt, das Glöckchen in der Ferne zu hören. Ich muß ihn nur durch die geschickte Zusammenstellung geeigneter Momente in die Stimmung zu versetzen verstehen, in der er sich unter ähnlichen Verhältnissen in der Natur befand, dann klingen in ihm alte Erinnerungen und es werden die gleichen Empfindungen wieder in ihm wach. Ich muß

nur immer dahinter zu kommen suchen, warum ein Natureindruck so und so auf mich eingewirkt hat. Habe ich das erfährt, so kann ich's auch malen. So kommt der Maler dazu, manches sehr eindringlich auszudrücken, was er sonst nie in die geistige Vorstellung des Beschauers bringen kann. Solche Wirkung liegt wesentlich im Gefühl, wie die Farben auf das Gemüt wirken. Sie üben auf dieses einen ganz bestimmten Reiz aus. Dies ist namentlich bei ganz en Farben der Fall. Deshalb muß ein Maler von ihrer Wirkung auch Gebrauch machen.

Viele Menschen können gewisse Farben, zum Beispiel ein energisches Rot, nicht ertragen. Sie werden aufgeregt oder verstimmt. Ein Stier oder ein Pute wird nicht umsonst so leicht töntend beim Anblick eines roten Gegenstandes. Man weiß ja auch, daß farbiges Licht auf das Wachstum der Pflanzen je nach der Farbe einen verschiedenen Einfluß ausübt. Wie ernst und traurig stimmt uns Schwarz und tiefes Violett, wie beruhigend wirkt eine blaue Ferne, wie wohlthuend eine frische grüne Wiese, die Ruhe eines Waldes. Das alles muß man beobachtet und empfunden haben, um es malerisch verwerten zu können. Mühe los entsteht nichts in der Kunst und auch dem Maler fliegt nichts im Traume zu. Der eine hat mehr Begabung als der andre, gewiß; aber ohne eisernen Fleiß und zielbewußtes Ringen gelingt kein gutes Resultat. Das mit der „Eingebung“ ist Unsinn.

Aber das Genie? Böcklin lacht: „Genie ist eiserner Fleiß, scharfe Beobachtung und lange Erfahrung. Wer die Welt nicht kennt, wer sie nicht studiert hat, kann sie auch nicht schildern. Die Erfahrung vererbt sich nicht, jeder muß sie sich mühevoll selbst sammeln, und prüfen, wie er sie seinen besonderen Zwecken dienbar machen kann. Unbekümmert um die Meinungen der Welt soll jeder Künstler malen, wie's ihm ums Herz ist, zur eignen Freude und Beglückung, — dann wird er auch die Welt erfreuen und beglücken . . .“

Aus dem Tierleben.

oo. Ein seltsamer Ameisengast. Im „Biologischen Centralblatt“ werden von Escherich interessante Beobachtungen mitgeteilt, die er an Ameisen und einigen Gästen derselben in Ägier gemacht hat. Der genannte Forscher hatte bereits vor mehreren Jahren und auch jetzt wieder eine Reise dorthin unternommen, um speziell die Lebensweise einiger Ameisengäste, von denen die eigentlichen Entdecker nur eine systematische Einreihung und eine bloße Beschreibung gegeben hatten, zu erforschen. Gleich auf dem ersten Ausflug von Bisra aus in die Sandwüste traf er einen Käfer der Art *Oxyhoma* als Gast bei der großen Wüstenameise *Myrmecocystus viaticus*. Er setzte vier dieser Käfer mit einer großen Anzahl von Ameisen in ein Beobachtungsglas in der Erwartung, das gewöhnliche Verhältnis zwischen Gast und Wirt bestätigt zu sehen. Bekanntlich werden die Gäste von den Ameisen gefüttert und beleckt, so daß man die Gäste geradezu als die Haustiere der Ameisen bezeichnet hat, da die Absonderungen gewisser Käferarten, die die Ameisen bei sich aufnehmen, ihnen auch als Nahrung dienen. Zu seinem großen Erstaunen fand Escherich aber hier das Verhalten der Tiere gerade umgekehrt, die Ameisen schienen vollkommen gleichgültig gegen die kleinen Käfer, ließen es sich aber gefallen, daß diese auf ihnen herumtrabbelten und sie ganz gehörig abledeten. Ein Käfer beleckte eine Ameise sehr sorgsam von vorne bis hinten, von oben bis unten, die Fühler bis zur Spitze und auch die Beine; erst als er sein Werk äußerst gründlich besorgt, verließ er sie, um eine andre zu „behandeln“. In diesem Geschäft ließ sich der Käfer auch nicht stören, wenn die Ameise statt zu ruhen, in rascher Bewegung sich befand. Er hielt sich eben, so gut es ging, fest und leckte weiter.

Als die Ameisen anfangen, einzuziehen und die Kolonie schwächer wurde, wurde das Lecken der Käfer hastiger und gieriger. Nach einigen Wochen waren nur noch wenige Ameisen und zwei *Oxyhoma*-Käfer vorhanden von den ursprünglichen vier. Diese belagerten und beschimpften die Ameisen ununterbrochen, gleich hungrigen Wölfen zeigten sie eine unersättliche Gier und benahmen sich äußerst aufgeregt und hastig, während sie in der guten Zeit ruhig und behäbig an ihren Wirten herumgeleckt hatten. Sie starben ziemlich gleichzeitig in den ersten Tagen des Juni, als nur noch zwei Ameisen am Leben waren.

Nach dem Verhalten der beiden Tierarten scheint es, daß die Ameisen gut ohne die Käfer, diese aber nicht ohne jene auskommen könnten. Einen gewissen Nutzen haben wohl die Ameisen von ihren Gästen dadurch, daß diese ihnen die Reinigung abnehmen, doch ist dieser Nutzen nur gering, während der Käfer ohne die Ameise nicht leben kann. Während der ganzen über neun Wochen sich erstreckenden Beobachtungszeit wurde kein Fall beobachtet, wo die Käfer irgend eine andre Nahrung aufgenommen hätten, als was sie sich von ihren Wirten holten, deren zahlreiche Hautdrüsen wahrscheinlich ein Excret absondern, das nicht in sichtbaren Tröpfchen zu Tage tritt, sondern die ganze Oberfläche in einer äußerst dünnen Verteilung überzieht. Offenbar reicht auch eine Ameise nicht aus, einen Käfer völlig zu ernähren, denn die beiden letzten *Oxyhoma* gingen doch ein, als ihnen nur noch zwei Ameisen übrig blieben. —

Meteorologisches.

oo. Die Leuchtenden Wolken, die hier und da in der Morgen- und Abenddämmerung wahrscheinlich als Folge der westindischen Vulkanausbrüche sich gezeigt haben, nehmen immer mehr

die Erscheinung an, wie sie nach der starken Eruption des Vulkans von Krakatau in der Sunda-Strasse im Jahre 1883 beobachtet worden sind. Während bisher nur niedere Wolken in auffälligen Färbungen auftraten, ist in den letzten Tagen des Oktober in England die Aufmerksamkeit darauf gelenkt worden, daß sehr hohe Federwolken während des Sonnenuntergangs verschiedene und überraschende Farbensättigungen annahmen, von Gelb und Rot nach Grau und dann wieder nach Braun, Goldgelb und glänzendem Carmoisin. Dies zwiefache farbige Aufleuchten entspricht genau der Erscheinung, wie sie schon im Jahre 1883 beobachtet worden ist. Die leuchtenden Wolken sind in England jetzt schon an drei Tagen hintereinander gesehen worden, einmal sogar in größerem Farbenreichtum, als es nach der Katastrophe vom Krakatau gesehen war. Die Wahrnehmung bemerkenswerter Dämmerungsercheinungen hat bekanntlich schon im Mai als Folge der Eruptionen in West-Indien begonnen und jetzt scheint sich der Vulkanstaub bereits in die höheren Schichten des Luftmeeres hingezogen zu haben. —

Humoristisches.

— Mit Vorbehalt. Kellnerin (einem Gaste eine Maß Bier hinsetzend): „Wohl bekomm's!“
Gast: „Woll'n mersch hoffen, Fraulein!“ —

— Von der Schmiere. Direktor: „Verflirt, jetzt können wir Othello nicht geben, der Gerichtsvollzieher hat ja auch die Schachtel Glanzwische gepfändet.“ —

— Fataler Umstand. Freund (seinen Spezi am Stammtisch tröstend, weil es so spät geworden ist): „Sag' einfach Deinem Weiberl, mein Geburtstag wär' gewesen, den hätten wir zusammen gefeiert.“

Pantoffelheld: „Ach, ich komm' ja gar nicht zum Sprechen!“ —

(„Reggendorfer Blätter“.)

Notizen.

— In den nächsten Tagen wird bei Pierson in Dresden ein neuer Roman Vertha v. Suttners „Martha's Kinder“ erscheinen. Das neue Werk ist eine Fortsetzung des Romans „Die Waffen nieder!“ —

— Bei Schuster u. Loeffler in Berlin giebt nächstens Dr. Alfred Kalischer 195 neue Briefe von Beethoven heraus. —

— Otto Julius Bierbaum hat ein vieraktiges Schauspiel „Stella und Antonie“ vollendet. —

— Am 15. Januar, dem Geburtstage Hebbels, bringt das Schauspielhaus das Drama „Gyges und sein Ring“ zum erstmalig zur Aufführung. Matkowsky wird den Mandaules und Christians den Gyges spielen. —

— Am Bußtag bringt der Cäcilienverein im Theater des Westens Gounods „Cäcilien-Messe“ zum ersten Mal in Deutschland zur Aufführung. —

— Der Berliner Lehrer-Gesangverein giebt am Donnerstag in der Philharmonie sein erstes diesjähriges Winterkonzert. —

— Goldmarks Oper „Göz von Berlichingen“ wird am 11. Januar im Frankfurter (Main) Opernhaus ihre Erstaufführung erleben. —

— Das Kupferstichkabinett ist wieder geöffnet und bringt eine Ausstellung von Zeichnungen italienischer Meister, vornehmlich des 15. und 16. Jahrhunderts. —

— In der Pinakothek und Glyptothek des städtischen Museums von Reggio Emilia befinden sich einige Gemälde und Fresken, die jetzt von Professor Venturi als echte Corregios festgestellt worden sind. —

— Eine wichtige technische Ausstellung wird am 13. Dezember im Londoner Krystallpalast eröffnet werden. Sie nennt sich Ausstellung für Beleuchtung, Heizung und Rauchbekämpfung. Besondere Rücksicht ist auf die Verbesserung von Verbesserungen in der Ausnutzung von Gas in der Beleuchtung und Heizung genommen. Die größte Bedeutung aber wird der Abtheilung für Rauchbekämpfung als einer vollkommenen Neuheit auf technischem Gebiete beigemessen; sie ist organisiert unter der Aufsicht der Londoner Rauchbekämpfungs-Gesellschaft, eines höchst verdienstlichen und nachahmenswerten Unternehmens, das schon viel zur Verminderung des verächtlichen Kostenrauchs in der englischen Hauptstadt und somit zur Verbesserung der dortigen Atmosphäre beigetragen hat. Die Gesellschaft hat auch einen Preis von 1000 Mark ausgelegt für den besten Rost für Hausfeuerung, der die sicherste Gewähr für Rauchverzehrung zu bieten im stande ist, außerdem wird die Ausstellung eine umfangreiche Abtheilung für Beleuchtung, Heizung, Kraftlieferung und Küchenbetrieb durch Electricität enthalten. —